und trank nach Art der Tiere. Da die kleinen Kinder dazu nicht imstande waren, pflegte die Mutter den Mund mit Wasser zu füllen, ihre Lippen auf die des Kindes zu pressen und ihm die belebende Flüssigkeit in den Mund strömen zu lassen. Aus diesem primitiven Verfahren hat sich dann der Kuß entwickelt und bis auf den heutigen Tag erhalten. Eine dritte Theorie hält schließlich den Kuß für eine einfache Grußform.

Im Orient hatte der Kuß vielfach religiöse Bedeutung. Bei den Arabern wurden die Hausgötter beim Betreten und Verlassen des Hauses jedesmal durch einen Kuß geehrt; den Juden galt er als Zeichen der Ehrerbietung und Zuneigung, und er war dort bei der Begrüßung ebenso häufig wie heute bei uns ein Händedruck. Die alten Perser stuften die Art des Kusses nach den sozialen Rangunterschieden ab. Schon bei Herodot lesen wir: „Begegnen sich zwei Perser zufällig, so läßt sich ihr Rang leicht erkennen. Stehen sie auf gleicher Stufe, so begrüßen sie sich durch einen Kuß auf den Mund. Ist einer niederen Ranges, so wird er nur die Wange des Höherstehenden küssen. Bei sehr großem Rangunterschied wirft sich der Tiefstehende zu Boden und küßt die Füße oder den Kleidersaum." Das Küssen der Füße war auch in Indien als Ausdruck der Verehrung allgemein gebräuchlich, während der Abessinier noch heute niederkniet und den Boden vor den Füßen des zu Ehrenden küßt.

Die Rolle, die der Kuß bei den ersten Christen spielte, ist bekannt; dieser gewissermaßen sakramentale Kuß hat sich in der griechisch-katholischen Kirche im Osterkuß bis heute erhalten. Auch in der römisch-katholischen Kirche küßt man Reliquien, die Hand des Bischofs oder den Pantoffel des Heiligen Vaters. An manchen Orten ist es auch üblich, bei der Eidesableistung die Bibel als besondere Bekräftigung zu küssen.

Während in den meisten zivilisierten Ländern der Kuß seit Jahrhunderten vor allem als Ausdruck liebevoller Zuneigung seine Rolle spielt, ist er Millionen von Menschen völlig unbekannt. Die Eskimos, die Eingeborenen von Madagaskar und Feuerland, fast alle afrikanischen Stämme und die Südsee-Insulaner kennen den Kuß nicht. Sie reiben die Nasen oder Wangen aneinander, klatschen sich gegenseitig auf den Arm oder den Bauch, blasen sich in die Hände oder reiben die rechten Ohren an einander als Zeichen der Zärtlichkeit, aber Küsse gibt es nicht.

Die Chinesen haben für den Kuß des Europäers nur das Gefühl der Geringschätzung; sie halten zwei Weiße, die sich küssen, für nicht viel Besseres als Kannibalen. In Indochina drohen chinesische Mütter ihren unartigen kleinen Kindern damit, daß sie ihnen den „Kuß der Weißen" geben werden. Einige indische Bergstämme ersetzen unsern Kuß dadurch, daß ein zärtliches Paar die Nase gegen die Wange des Partners drückt und heftig dessen Geruch einatmet. — Auch in Japan ist die Gewohnheit des Küssens unbekannt. Lafcadio Hearn, der selbst fast zum Japaner gewordene beste Kenner des Landes der aufgehenden Sonne, schreibt darüber: „Küsse und Umarmungen als Zeichen der Zuneigung sind in ganz Japan unbekannte Dinge, die, abgesehen bei kleinen Kindern, einfach als unanständig gelten. Niemals sieht man, daß zwei junge Mädchen sich küssen, nie auch küssen oder umarmen Eltern ihre Kinder, sobald diese gehen können."

Bei den Europäern, insbesondere bei den germanischen Völkern ist dagegen der Kuß seit alters bekannt und beliebt. Im Mittelalter herrschte darin vor allem in England vielfach eine sehr weitgehende Freiheit, die häufig das Erstaunen fremder Reisender erregte. Anderswo war man darin strenger, so z. B. in Griechenland, wo jeder mit dem Tode bestraft wurde der eine Frau auf offener Straße küßte. Und in Massachusetts bestimmte ein altes Gesetz: „Wenn ein Mann seine Frau oder ein Weib den Mann am Sonntag küßt, so soll der schuldige Teil nach Ermessen des Gerichts bestraft werden."

Unzählige Gebräuche ranken sich um den Kuß. Einer der eigenartigsten hat sich in einigen ländlichen Bezirken Englands seit dem Mittelalter bis heute erhalten: der „Kußtag", der vierzehn Tage nach Ostern begangen wird. An diesem Tage läutet der Stadtausrufer, in ein altertümliches rotes Gewand gekleidet, mit einer Glocke von den Stufen des Rathauses alle Gemeindemitglieder zusammen. Zwei Bürger, die sogenannten „tuttimen", gehen durch den Ort, lange Stäbe mit großen Blumensträußen in der Hand. Sie betreten jedes Haus, um von dem Besitzer einen Groschen einzuziehen. Wird die Zahlung verweigert, so haben die „tuttimen" das Recht, von der Frau und den Töchtern des Hausbesitzers einen Kuß zu verlangen. Daß der Andrang zu diesem mit so erfreulichen Vorrechten ausgestatteten Posten ganz gewaltig ist, versteht sich von selbst.

Auch in Helmagen in Rumänien wird jedes Jahr ein großes Kußfest gefeiert. Dabei versammeln sich die jungverheirateten Frauen des Ortes, zwar in Begleitung ihrer Schwiegermütter, dafür aber mit großen Krügen voll Wein im Arm. Jeder Vorübergehende bekommt einen Kuß und einen kühlen Trunk, dessen Ablehnung als Beleidigung der ganzen Familie angesehen wird. Die jungen Ehemänner sollen diese alte Sitte mit recht gemischten Gefühlen betrachten, aber die anwesenden Schwiegermütter sorgen schon dafür, daß die Kußfreudigkeit der Frauen die angemessenen Grenzen nicht überschreitet.

So beliebt der Kuß auch ist, so hat er doch auch seine Feinde, die sich in einzelnen Ländern sogar schon zu Anti-Kuß-Vereinen zusammengeschlossen haben. In Rußland hat der sowjetistische Gesundheitskommissar das Küssen aus hygienischen Gründen, ferner „weil es eine von der Bourgeoisie übernommene Gewohnheit" sei, verboten. Es ist aber schwerlich anzunehmen, daß der Herr Kommissar die Durchführung seines Kußverbots erzwingen kann; in Rußland wird, wie auch sonst auf der Welt, auch in Zukunft munter weiter geküßt werden

—⊡—

## Neues aus Schottland

Nach dem Englischen von Ernst Berghäuser

Die berühmte schottische Sparsamkeit und der ebenso berühmte bissige schottische Humor sind zwei Quellen, aus denen die englischen Witzblätter immer wieder gern schöpfen. Einige der neuesten Scherze seien hier erzählt.

Herr Gordon hört im Rundfunk einen Sonntagsgottesdienst. Plötzlich lacht er schallend auf. „Aber, Thomas", ruft mahnend seine Frau, „wie kannst Du am heiligen Sonntag so lachen!" — „Haha! Eben höre ich, daß der Geistliche eine Kollekte ankündigt, und ich sitze hier sicher zu Haus!" —

Die Einwohner der Stadt Aberdeen empfanden die große Hitzewelle des heurigen Sommers als Gottesgeschenk. Alle löcherigen Sohlen wurden durch den aufgeweichten Asphalt kostenlos wieder dicht. —

Monolog eines alten Schotten: „Wenn ich die Ehe kennen gelernt hätte, bevor ich die Ehe kennen lernte, dann hätte ich die Ehe niemals kennen gelernt!"

Nachdem der Freier siegreich mit dem Jawort heim gegangen war, begann die Braut bitterlich zu weinen: „Ach Vater, es fällt mir so schwer, die Mutter zu verlassen." — „Sei nicht traurig Jeannie, Du kannst sie mitnehmen." —

Der Inhaber des neu eröffneten Ladens wartete auf die ersten Kunden. Endlich erschien eine vierschrötige Frau und bat um — Kleingeld für eine Pfundnote. Nachdem sie das Silber nachgezählt hatte, bemerkte sie mürrisch: „Das sind ja nur 20 Schilling!" — „Und was dachten Sie?" — „Ist es nicht Sitte, daß man am Eröffnungstag etwas zubekommt?" —

Ein Schotte mit einem schweren Sack bestieg die Elektrische. „Vier Pence, bitte!" sagte der Schaffner. „Aber die Fahrt kostet doch nur zwei." — „Zwei Pence für den Sack!" — Darauf der Schotte zu dem Sack: „Sandy, komm nur 'raus, und bezahle Deine Fahrt selbst!" —

Ein Heilsarmee-Mädchen sprach den alten Gordon an: „Würden Sie mir nicht einen Schilling für den Himmel geben?" — „Wie alt sind Sie?" — „Achtzehn!" — „So, ich bin 75, ich werde eher hinkommen als Sie, dann kann ich das Geld selbst abgeben." —

Die Hungerkünstlerin, die jüngst in Aberdeen auftrat, erhielt rund 15 000 Heiratsanträge, nicht viel weniger eine junge Dame, welche auf Grund einer Wette 150 Kerzen mit einem einzigen Streichholz angezündet hatte. —

„Warum hast Du denn ein Spiegelglas in der Schüssel Deines Hundes angebracht?" — „Dann denkt er immer, er hat zwei Knochen!" —

Prokurist: „Aber Herr Gordon, Sie wollen Ihren Sommerurlaub doch nicht schon im Februar nehmen?" — „Ich muß; mein Jüngster wird im März zehn Jahre, dann ist's mit der Kinderfahrkarte vorbei." —

„Was versteht man eigentlich unter einem teueren Freund", Sandy?" — „Mein teuerster Freund ist Jones, der dreimal geheiratet hat. Der Mann kostete mich schon zwei Kränze und drei Hochzeitsgeschenke." —

—⊡—

## Gleichnis am Morgen

Milchweiße Ringe quillen aus dem Grund
Am Berge auf, als sänge sie ein Mund

Aus Tiefem. Das gesprochene Bildwerk steigt,
Tanzt rund und hoch, als würd ihm aufgegeigt.

Es nimmt den schweren Berg in sich hinein,
Kein Ahnen bleibt vom geisternd blauen Stein,

Mir ist, ihn zwang der Nebelwörter Chor
Und reißt ihn durch die Luft als Meteor:

Da wickelt sich der Gipfel wie aus Werg,
Und Qualm bleibt Qualm, Wort Wort und Berg bleibt Berg.

Oskar Loerke.

## Am Ausguck

### Die Indianer wählen zum ersten Mal.

Die amerikanischen Präsidentenwahlen, die im November stattfinden, werden zum ersten Mal sämtliche nordamerikanischen Indianer an die Wahlurne bringen. Bisher hatten nämlich durchaus nicht alle Indianer das amerikanische Bürger- und damit auch das Wahlrecht. Beide wurden vielmehr nur in seltenen Fällen erteilt, wenn die betreffende Rothaut durch die Tat bewiesen hatte, daß sie fähig war, ihre eigenen Geschäfte zu führen. Im Jahre 1924 wurde diese Befähigung, deren Verweigerung mit den Grundsätzen der „freiesten" Republik der Welt nicht zu vereinbaren war, einem großen Teil der Indianer zugesprochen, doch die Verfügung erging aus unbekannten Gründen so spät, daß die zu amerikanischen Bürgern beförderten einstigen Herren des Landes an der damaligen Präsidentenwahl nicht teilnehmen konnten. Das Innendepartement gibt nun bekannt, daß inzwischen sämtlichen Indianern das Bürgerrecht ohne jeden Vorbehalt gewährt worden ist. Auf diese Weise wird das Heer der amerikanischen Wahlberechtigten um 340 000 vermehrt. Zum größten Teil dürften die Stimmen der einem ordentlichen Schnaps durchaus nicht abgeneigten Indianer dem Kandidaten Smith zufallen.

### Der Traum des Zollwächters.

John McGill, der Leiter des Zollüberwachungsdienstes im New Yorker Hafen, hatte einen Traum. Er stand an Bord seines schnellen Kutters, als plötzlich undeutlich die Umrisse eines Zweimastschoners sichtbar wurden. Deutlich unterschied man am Heck die weißleuchtende Bezeichnung „The South Carolina". An Deck trieb sich die vollkommen betrunkene Mannschaft herum. In einer dichten Hagelbö verschwand plötzlich das Schiff, und damit endete auch der Traum. — Nun, jeder andere würde dem weiter keine Bedeutung beigemessen haben. Nicht so McGill; so wurde in der Frühe des nächsten Morgens ein Boot ausgesandt, um den Hafen nach der schnapsschmuggelnden „South Carolina" abzusuchen. Lange blieben alle Forschungen vergeblich; endlich fand man am Fischmarkt an der Fultonstreet in der Tat einen Schoner mit dem gesuchten Namen. McGill schickte seine Leute an Bord und ließ die Fischladung an Land bringen. Fünf Tonnen waren bereits entladen, doch es zeigte sich nichts Verdächtiges, und die Zollbeamten, weniger fest als ihr Häuptling an Träume glaubend, wollten die anscheinend zwecklose Durchsuchung bereits aufgeben. Ihr Vorgesetzter blieb indessen hartnäckig. Noch einige Tonnen Fische wurden ausgeladen, und siehe da, unter der wenig wohlriechenden Fischladung stieß man auf einen geheimen Raum, in dem sich zweitausend Säcke mit je zwölf Flaschen besten schottischen Whiskys vorfanden. Schiff und Ladung, wenigstens deren feuchter Teil im Werte von rund einer Million Mark, wurden alsbald beschlagnahmt. Der wachere Zollbeamte erhielt eine Belobigung von seiner vorgesetzten Behörde, während die ehrsame Gilde der Schnapsschmuggler darüber nachsinnt, wie sie dieser neuen Gefahr begegnen kann.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 43 Mittwoch, 24. Oktober 1928

## Idyll am rostbraunen Fluß

Was sagt der Führer? — Der getreue Ekkehart des Landes. — Westfälische Sauberkeit. — Kurortstimmung wider Willen. — Ungefaßte Perlen . . .

Aus Werdohl wird uns von einem Freunde unseres Blattes geschrieben:

Die „Bergisch-Märkische Zeitung" brachte in ihrer Ausgabe vom 21. September d. J. einen Artikel über Werdohl, der schon allein durch seine Ueberschrift auffällt und jedem Werdohler, der seine Heimat liebt, Freude machen muß. Der Artikel verdient auch deshalb Beachtung, weil der Verfasser anscheinend ein auswärtiger ist, der die ganze Stimmung unserer schönen westfälischen Heimat auf sich hat einwirken lassen. Der Artikel lautet:

### Werdohl!

Werdohl, Kreis Altena, 185 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, 12 500 Einwohner, Station der Eisenbahnlinie Hagen—Siegen, Kleinbahn: Werdohl—Lüdenscheid, Autobus nach Neuenrade, Eveking und Altena. Schöne Lage in einem Talkessel, umrahmt von bewaldeten Bergen. Von den Höhen schöne Ausblicke ins Lennetal, weite Fernsicht vom Remelshagen, 413 Meter über dem Meeresspiegel, zum Ebbegebirge und in die Täler der Lenne und Verse. Ausgangspunkt sehr lohnender Spaziergänge und Wanderwege. Auskunft erteilt die Amtsverwaltung.

So, nun weiß man allerlei und immerhin etwas. Ein Führer, der über rund 170 sauerländische Städte, Ortschaften und Nester Angaben zu machen hat, kann nicht gut mehr bringen. Zudem sagen das Wesentliche die hübschen Ansichten, die Lilienkarten eines an Natur- und Städtebildern so reichen Landes, das einen getreuen Ekkehart hat im Sauerländischen Gebirgsverein e. V. Man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß dieser Verein es gewesen ist, der den Kranz naturromantischer Perlen verheißungsvoll aufgereiht hat, daß er vor allem die ideelle Seite pflegt und hegt. Denn überall trifft man auf sein Wirken, das Heimatwerte fördert, erhält, herausstellt. Und bald hat es auch der Fremde heraus, daß diese Vereinigung eine Art Schutzgeist des Landes sein muß.

Werdohl selbst hat natürlich viel mehr zu bieten. Man sieht und hört auch hier die Industrie — ist aber erstaunt, ein sauberes, lichtes Städtchen zu finden, dem sich selbst die neuzeitlichen Bauten wohltuend eingliedern. Geht man vom Bahnhof über die Brücke, biegt dann in die sogenannte Hauptstraße ein, so hat man den Eindruck eines wohlgehegten kleinen Kurortes — ein Eindruck, den selbst ein mauerumzogenes halb unter Baumwipfeln versteektes Industriewerk nicht wesentlich verwischen mag. Hübsche zum Teil recht geschmackvolle Landhäuser säumen die Straße zu beiden Seiten, des Sommers bunte Blumenpracht leuchtet aus liebevoll gepflegten Gärten und das Ganze ist durchsetzt von stimmungsgebenden Baumgruppen, Strauchwerk und gartenbau-künstlerischen Gehegen.

Im Talkessel gelegen, von waldigen Bergen umgeben, ist mancher Ort in deutschen Gauen. Hier aber finden wir eine Gesamtstimmung in Rostbraun, lichten, frohen Stadtbildfarben, in ernstheiterem Grün und kobaltenem Himmelsblau, natur-individuell zusammengestimmt. Der Maler würde z. B. das Rostbraun der Lenne in seinen Nuancen in alle Farbstufen verteilen müssen, um die Charakteristik der Landschaft zu treffen. Das Ganze hat nämlich — bei aller Eichtheit — eine feine Patina im Eisenton und ist ohne jeglichen sentimentalen Klang.

Ein Faltblatt, irgendeine Werbeschrift ist nicht aufzutreiben. Diese Kurortstimmung scheint wider Willen, unbewußt, aus dem sauberen Empfinden heraus entstanden zu sein. Vielleicht hat sich in dieser Talbreite ein bauliches Verständnis mit sozialem Empfinden ganz intuitiv gemischt. Unten, auf der Flußwiese fand ein Emaillegeschirrmarkt statt — ein Geschäftslokal unter freiem Himmel, am kühlen, rostbrauner Fluß, naiv und ländlich, dieses auf grünen Rasen ausgebreitete Warenhaus. Eine Art Promenade führt an den Flußwiesen vorbei, man bemerkt zur Linken das mächtige Verwaltungsgebäude einer Industriefirma und weiter hinaus gelangt man dann zur Flußbadeanstalt. Im Schatten der Waldhänge treiben die Boote dahin, im Sonnenlicht blitzen die bunten Badeanzüge, die hellbronzenen Glieder der Schwimmer auf. An Ueberfüllung hat dieses Strandbad nicht zu leiden — eine ideale Sommerfrische für die Einheimischen und den Wanderer.

Durch Erkundigungen erfährt man dann etliches, was der Führer auf gedrängtem Raum nicht sagen kann und vielleicht einmal ein von der Amtsverwaltung herausgegebenes Faltblatt ausführlicher erörtern wird: der Ort ist alt, eine Industriefirma blickt bereits auf 350 Jahre Bestehen zurück, eine andere auf ein hundertjähriges. Eisengewinnung, Eisenverarbeitung schlechte und gute Zeiten, Umstellungen, unermüdlicher Existenzkampf. Böse Kriegszeiten warfen ihre Brandung ins Tal, Niederländer, Franzosen und Spanier haben hier gehaust, gebrandmarkt, geschändet — der Dreißigjährige Krieg hat manche bittere Rune in die Geschichtstafel dieses Landes gegraben.

Werdohl besaß schon frühzeitig eine feste Brücke über die Lenne. Hier stand der Salzturm. Eine arm gewordene Bevölkerung suchte neue Existenzmöglichkeiten und ein Brüninghaus hatte um 1629 dortselbst ein Salzwerk errichtet. Aber die Stadt Unna riß das Salzmonopol an sich — doch die zähen Sauerländer hielten die Saline 150 Jahre lang. Einstmals unterstützte der Große Kurfürst die heimische Industrie — in den Zeiten der Umwälzunger galt es sich selbst zu helfen, sich selbst und dem großen Preußenkönig, der nach der verlorener Schlacht bei Kunersdorf die erste Anleihe bei den Sauerländern machte. Ein Thomee ließ das erste Puddelwerk bei Uetterlingsen erstehen — im Jahre 1850 — die Zeit der Osemundhämmer versank längst im Schoße der Vergangenheit und über den Resten des letzten rauschen heute die Wasser der Versetalsperre — ein „Osemund-Vineta" gewissermaßen, wenn auch künstlich geschaffen durch moderne Technik.

Vielgestaltig und interessant muß die industrielle Geschichte dieser Gegend sein — immer Kampf um Existenz und Geltung. Die Verkehrswege dürften vor 1861, ehe die Eisenbahn ihre Schienenstränge durch das Tal zog, nicht sehr ideal gewesen sein. Schon auf die ersten Ermittlungen hin sieht man sich diese Geschichte in große Abschnitte teilen. So hört um 1650 herum die Erzgewinnung fast ganz auf, da im benachbarten Siegerland die ersten Hochöfen die hiesige Konkurrenzfähigkeit stark begrenzen. Man stellt sich um — wer auch legt hier die Hände tatenlos in den Schoß?! Vielseitig ist sie heute erst recht, die Industrie des Landes. Zwischen Walzwerk und Fertigwaren-Industrie schier unerschöpfliche und kaum aufzuzählende Dinge, die alle mit Eisen, Stahl, Kupfer, Nickel, Bronze, Zinn, Zink, Tombak und Messing zu tun haben. Selbstverständlich steht auch hier die Aluminiumfabrikation in höchster Blüte und es werden Artikel gefertigt für die Dekoration. Und überall hört man von lebhafter Familienforschung — man scheint die Geschichte des Landes endlich einmal runden zu wollen.

Das rein industrielle Bild ist im Rahmen der herbstschönen und gewaltigen Landschaft durchaus nicht aufdringlich. Allerwegen ist der Fremde — der als Laie naturgemäß nur ein bedingtes Interesse am industriellen Gegenwartsbild hat — angenehm überrascht und verwundert insofern, als die landschaftliche Note doch stark dominiert, zudem gerade das heitere Stadtbild Werdohls den Eindruck eines bedeutenden Fabrikflecken fast völlig verwischt. Die Landschaft ist wie eine gütige Tarnkappe, anders gesagt: die Werke reihen sich recht glücklich in das Gesamtbild ein. So wäre es töricht, ihre Existenz zu verwünschen, die doch eine recht wesentliche Wirtschaftsader verkörpert. Außerdem müßte man sich, ehe man urteilt, doch ein wenig mit der Geschichte des Landes vertraut machen um zu verstehen, daß durch die Entwicklung Landschaft, Bevölkerung und Werk im schicksalshaften Sinne eigentlich untrennbar verbunden sind. Hier könnte der Reiseführern getrost ein kurzer, diesbezüglicher Umriß beigefügt werden, der gewiß zum allgemeinen Verständnis für den Fremden beitragen würde und das Gesicht des Heimatmuseums auf Schloß Altena wesentlich beleben dürfte, da der Mensch dieser Zeit doch sehr bald darauf eingestellt ist, nach den geschichtlichen Zusammenhängen zu fahnden.

Hier wurden schon früher Gebreite geschmiedet. Welcher Nichtschmann weiß, was Gebreite sind? Nun: Gerätschaften — (sagt ein Schriftstück im Burgmuseum zu Altena) — die eine besondere Geschmeidigkeit haben müssen. Man erfährt weiter, daß westfälische Sensen schon sozusagen Weltruf in der Verbraucherschaft um die Mitte des 13. Jahrhunderts besaßen. Demnach hat die Sensenindustrie also bereinst eine große Rolle hierzulande gespielt, die heute kaum noch vertreten ist. Welchen Grund hat diese Wandlung? Dies zu wissen ist nicht immer unwichtig für den Reisenden im Zeitalter der Ausstellungen, der sehen, erleben und lernen will.

Durch solche und ähnliche Abhandlungen scheinen die sauerländischen Perlen noch wenig gefaßt zu sein. Hier und da stößt man auf lokale Schriften, die nach Form und Inhalt nicht immer befriedigen. Die Einzelheiten purzeln zu oft aus dem Zusammenhang heraus, dann ist andererseits das Lokale in anekdotenhafter Form zu sehr unterstrichen, zu langatmig herbeigeholt. Gewiß: es sind Dokumente, die den Heimatsinn bestätigen. Dies allein ist schon viel, — wenn nicht der Lokalpatriotismus sich 'nen ehrzeizigen Helm dabei aufgesetzt hat. Epische Breite verlangt grundlegendes Thema und literarische

Beiblatt [illegible]

**Verei**

Abgeordneten

Altens
während Ma
Kasino heute
tennerversamml
dadurch vo
der Berathung
gung zu be
das Lennegeb
20. Mai 1897
30jährige glo
diesem Tage
der neuen S
nach längerer
und also fort
hat der Kreis
Treue zum D
und zu stärken
der Vereine
auf Verpflegu
die dem Ban
heranzuziehen
keit in ihrer
band entsta
sen Streitfrag
schaftlichen E
Personen, wi
kameradschaft
fertstaufgabe
des Verbandes
sozialen Wo
Kreisgruppe
bliebenen ge
vom Landes
gungen ehem
macht im Kre
Kreis-Krieger
Vertreterver
Vorstand bes
führen, zweite
ersten, einem
Oberschehmei
dem Vertrete
stimmen. Schr
Wohnsitz in
geben bis
scheiden. Alle
Vertreterver
selben für
chend für sich
me. Die
Kriegervereine
Kreisverband
vereine werden
kunde des nä

Disziplin. Daß von irgendeiner Burg, von der heute kein Stein mehr steht, der Rittersmann mit Hussa und Hornruf zur Jagd ausgezogen ist, weiß man ohnedies. Eine Bevölkerung aber die seit nahezu einem Jahrtausend mit ursprünglicher Industrie gewissermaßen verwandt ist, dürfte auch dem jeweils mit ihr verbundenen Stück Weltgeschichte charakteristische Merkmale aufgedrückt haben. Sie zu finden und zu ergründen, gelingt dem Reisenden, der fremd das Land durchstreift, nicht völlig auf Grund die[illegible]alen Brosamen. Es wäre wünschenswert, daß man aus dem Museum zu Altena bald eine Schrift mitnehmen könnte, die in einheitlicher Form und prägnanten Abrissen das geschichtliche Antlitz dieses schönen und interessanten Landes erhellen würde.

—⊙—

## Die Tiroler sind lustig . . .

Tausende suchen in diesem Winter noch in den Alpen Erholung und Freude, kommen dabei auch mit der Bevölkerung der Berge in engere Berührung und lernen sie als ein lustiges Volk kennen. Aber der Ansicht sind wohl viele Sommergäste, daß es im Winter, wenn alles verschneit und vereist ist, dort recht einsam sein muß. „Wie traurig muß es bei euch im Winter sein," sagen wohl die Touristen. „Im Gegenteil", erwidert dann lachend der Bauer, „im Winter geht's bei uns noch viel lustiger her." Und warum auch nicht?

Der Hirte und der Viehzüchter hat im Winter wenig zu tun. Die langen Abende laden zu gemütlichen Zusammenkünften in den Familien oder im Wirtshause ein. Der Schnee erleichtert den Holztransport und den Verkehr zwischen den Dörfern. Die auf einsamer Alp den Sommer zubringenden Sennen und Wildheuer finden sich im Winter im Dorfe zusammen. Am Abend begegnen sich die Buben und Mädchen abwechselnd in dieser oder jener Hütte. Es werden Geschichten erzählt, Pläne gemacht und lustige Streiche aller Art ausgeheckt. Es wird auch getanzt, wenn sich ein Harmonikaspieler oder ein Geiger finden will. Die Harmonika ist um ihrer Polyphonie willen das Klavier des Bauern. Viele bringen es auf diesem Instrument zu einer anerkennenswerten Virtuosität das man vom Geigenspiel nicht immer sagen kann. Das Repertoire des Spielers setzt sich teils aus Tänzen zusammen, die er aus der Stadt oder vom Ausland mitbringt, und die ohne jede lokale Beziehung sind.

Diese Tanzabende in der heißen niedriger Bauernstube, die mit einem Gang in der eisigen Nachtluft am Arm des Liebsten zu endigen pflegen, müssen der Volksphantasie als etwas ungemein Begehrenswertes und Genußreiches erschienen sein, sonst hätte sie der Brauch nicht auf ihre Toten übertragen. Es ist ein alter Aberglaube in den Walliser und Urner Bergen daß die Toten im Gletscher hausen und sich in einer der Quatembernächte im Zuge mit dem Trommler den erleuchteten Dorffenstern nähern, um sich zu wärmen und dem Tanz zuzuschauen. Oft treten sie auch selbst in eine verlassene Hütte zum Tanz ein oder begehren bei einer alten, einsamen Frau Einlaß, um in der „heimeligen" Stube ihren seltsamen Tanz auszuführen und um ein Uhr wieder zu verschwinden.

Natürlich beschränken sich diese Lustbarkeiten nicht auf die Winterabende. Sie nehmen an Festtagen am hellen Tage und im Freien weit größeren Umfang an. Hierher gehören die Mitsommerfeste. Es handelt sich aber meist um Zusammenkünfte im Zentrum einer aus zerstreuten Weilern bestehenden Gemeinde oder um den Besuch des Weiber- und Kindervolkes bei den Vätern, Gatten, Brüdern und Liebsten auf hoher Alp. Die Mitsommerfeiern dauern oft zwei Tage. Am Vorabend kommen die Besucher bei hereinbrechender Nacht, um am nächsten Morgen früh zur Stelle zu sein. Es wird auch wohl schon bis zum grauenden Morgen getanzt. Am Sonntag findet meist ein Gottesdienst, Messe oder Predigt, je nach der Konfession statt, der zuweilen mit einem Herdensegen verbunden ist und meist im Freien stattfindet.

Unter den Tänzen, die bei diesem Anlaß beliebt sind, ist die Montferrine oder Moufrine zu nennen, die in der Gegend von Gryon, Les Plans und Villars zu Hause ist, also in der eigentlichen Alpengegend des Waadtlandes. Hier begegnen wir auch dem seltenen Phänomen eines Barden. Der Dichter und Literarhistoriker Just Olivier, der die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bis zu seinem Tode in Gryon verbrachte und die Liebe seiner Dorfgenossen schnell zu gewinnen wußte, trug bei den Mitsommerfesten in Taveyanaz und

## Oedland

Das Häuschen schief, mit altersschwachem First
Ein Bach dabei. Sein trocknes Ufer birst.

Flugsand der Acker, den der Sturmwind hebt,
Bis er als Staubgewölk am Wald verschwebt.

Der Wald? Kein Vogellied in Kiefernöde.
Der Boden bleiche Spreu. Die Aeste spröde.

Ein bißchen Korn auf dünner Ackerkrume,
Karges Kartoffelkraut und Feuerblume.

Zwei Pappeln starren kahl in blaue Weite:
Ist keine Macht, die aus Verzweiflung leite?

„Bauer, wird Euch dies Dasein niemals leid
In unaufhörlicher Vergessenheit?"

„Ihr scheucht mich nicht, den keine Macht vertrieb.
Der Heimat wegen bleib' ich, — ihr zu lieb!"

Max Bittrich.

Anzeeidaz eigene Gedicht mit von einem Freunde komponierten Melodien vor, die sich bis zum heutigen Tage großer Beliebtheit erfreuen. Zum Dank errichtete ihm die Einwohnerschaft von Gryon einen Gedenkstein, den sie von eben jenen Weideplätzen ins Tal schafften, auf denen die Sommerfeste stattfanden. Finden im Westen diese Feste in den Bergen selbst möglichst in der Nähe von Pässen und an Orten statt die für die Bewohner verschiedener Täler zentral gelegen sind und von allen Seiten erreicht werden können, so wird im Osten zum Beispiel im Kanton Glarus, das Gemeindezentrum bevorzugt. Hier finden sich die Bewohner der zerstreuten Weiler einmal im Sommer zu fröhlichem Feste zusammen. Mit der Feier ist ein Jahrmarkt verbunden, an dem die notwendigen Bedürfnisse des Ackerbaues und der Viehzucht, als da sind: Ackergeräte, Kuhglocken, Halsbänder, Seile, Milcheimer usw., gedeckt werden können. Hier besteht die Tanzmusik nicht nur aus Geige, Flöte und Ziehharmonika, sondern aus einem kleinen Orchester, wie sie das Appenzeller heute noch in originaler Vollkommenheit aufweist, oder — Grauen! — aus einer Blasmusik. Bei diesen Volksbelustigungen im Gemeindezentrum kommt es natürlich öfter zu Uebergriffen, Eifersuchtsszenen und Raufereien als auf den hohen Bergen. Darum fehlt es nicht in alter und neuer Zeit an väterlichen Verordnungen der Obrigkeit, die dem Unwesen durch „Geldbußen" oder gar durch Tanzverbot steuern möchte. Aber selbst die strengsten Maßregeln haben die Volksfreude nie unterdrücken können. Es fehlte nicht an Auswegen, ihnen zu entgehen. Lag ein Dorf zum Beispiel unweit der Kantonsgrenze, so zogen Burschen und Mädchen einfach in den anderen Kanton hinüber gerade noch nahe genug, um die heimische Dorfbehörde durch ihren Lärm zu ärgern, aber doch außerhalb ihres Bereichs.

Von den originellen Sitten der alten Zeit hat der Kanton Freiburg noch ziemlich viele erhalten. Nicht nur die Herdensegen, werden heute noch in verschiedenen Gegenden des Kantons gefeiert, auch der wilde Volkstanz im Ringelreihn ist noch erhalten und artet gelegentlich zu Vergnügungen weniger harmloser Art aus. Aus dem freiburgischen Weiler Colombettes stammt auch jener alte Kuhreigen, der in der ganzen Schweiz bekannt ist und den zu singen oder zu spielen den schweizerischen Regimentern in französischen Diensten verboten war, weil sie das Heimweh ergriff und zur Fahnenflucht veranlaßte. Selten vergeht eine der zahlreichen politischen, wissenschaftlichen oder beruflichen Versammlungen, auf denen sich Schweizer der drei Sprachen brüderlich zusammenfinden, ohne daß beim anschließenden Festmahl einer der „Welschen" aufgefordert wird, den Kuhreigen zu singen, in dessen Refrain die Anwesenden freudig einstimmen. Mehr und mehr macht sich das Bestreben geltend, das kostbare Gut alter Lieder und Tänze nicht nur in Noten- und Druckschrift der Nachkommenschaft zu übermitteln, man möchte sie auch in der Volksseele selbst durch patriotische Festveranstaltungen lebendig erhalten. Sehr reich ist die deutsche Schweiz, zumal Bern, Luzern und die Urkantone, an alten Liedern im Dialekt, die Männer- und Frauenchöre, letztere in der Tracht, in kleineren Konzerten unter großem Beifall zum besten geben.

## Die Zeitunterschiede auf dem Erdball

Von R. Esser-Limburg.

Ein im Hinblick auf die Erdumseglung des Luftschiffes „Graf Zeppelin" besonders aktuelles Thema ist das manchem Leser der in rascher Folge sich darbietenden Extrablätter und Zeitungsmeldungen weniger geläufige Kapitel jenes Zeitunterschiedes, der sich infolge der Drehung der Erde zwischenzwei an verschiedenen Stellen des Erdballs gelegenen Orten ergibt.

Da sich die Erde innerhalb von 24 Stunden einmal um sich selbst dreht, geht demzufolge die Lichtspenderin Sonne naturgemäß über einem im Osten gelegenen Orte viel früher auf als über einem räumlich weiter im Westen gelegenen. Auch die Lage in Süd und Nord (Polhöhe) beeinflußt die Zeitbestimmung. Im Interesse einer einheitlichen Verkehrszeit sah man sich daher gezwungen, die verschiedenen, je Längengrad um vier Minuten von einander abweichenden Ortszeiten gänzlich außer acht zu lassen u. die Ortszeit eines einzigen willkürlich herausgegriffenen Meridians (Längengrad) als maßgebenden Zeitfaktor anzunehmen. Als die so bestimmte Grundlage für die Einheits-Weitzeit legte man den Meridian von Greenwich, den Nullmeridian, fest.

Die Amerikaner, die in ihrem aufstrebenden Lande hinsichtlich des Verkehrswesens den übrigen Nationen gar bald bahnbrechend voran gingen ,führten schon im Jahre 1883 ein Stunden-Zonensystem ein. Nach diesem gibt es in dem gesamten Gebiete der Vereinigten Staaten und Kanadas trotz seiner enormen Ausdehnung von Westen nach Osten nur fünf Eisenbahnzeiten, welche von der Greenwicher Zeit der Reihe nach um vier, fünf, sechs, sieben und acht Stunden verschieden sind, während die Minutenzeit in allen fünf Zonen übereinstimmt. Von einer Zone zur anderen übergehend, muß der die Bahn benutzende Reisende lediglich seine Uhr jeweils um eine volle Stunde vor- oder nachstellen. Und dieses System wurde angesichts des ständigen Verkehrsfortschrittes vorbildlich für Europa; es wäre bei der heutigen Ausdehnung des Weltverkehrs, der Ueberseee-Drahtungen, der Luftfahrt und des Funkwesens einfach nicht mehr wegzudenken.

Die Normal- oder Einheitszeit von Greenwich gilt heute als „Westeuropäische Zeit"" (W. E. Z.). Sie ist eingeführt in Belgien, cuf den Faröerinseln, in Frankreich, Gibraltar, Großbritannien, Portugal und Spanien. Die Zeit des 15. Längengrades östlich von Greenwich. die beispielsweise in Deutschland etwas westlich von Stargard in Pommern verläuft, gilt als „Mitteleropäische Zeit" (M. E. Z.) Die Zeit ist hier gegenüber der Greenwicher Zeit um eine volle Stunde vor, da 15 Längengrade zu je vier Minuten einen Zeitunterschied von 60 Minuten bedingen. Die Mitteleuropäische Zeit ist eingeführt in Deutschland, Oesterreich, Luxemburg, Lichtenstein, Albanien, Dänemark, Italien, Litauen, Malta, Norwegen, Polen, Schweden, in der Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn.

Unter der „Osteuropäischen Zeit" versteht man die nach dem 30. Meridian östlich von Greenwich bestimmte Einheitszeit. Sie geht der Weltzeit um zwei Stunden, hingegen der Mitteleuropäischen Zeit um eine Stunde voraus und gilt in Bulgarien, Estland, Finnland, Griechenland, Lettland, Rumänien, in Rußland (neben der Landeszeit) und in der Türkei.

Holland hat eine Landeszeit, die um 40 Minuten 27 Sekunden, Irland eine Zeit, die um genau zwei Stunden gegen die Mitteleuropäische Zeit zurück ist.

Außerhalb Europas haben übereinstimmende Zeit: Aequatorialafrika, Kamerun, der Kongostaat, Lybien, Nigeria, Südwestafrika. Tunis und Westafrika. Die Zeit dieser Gebiete und Staaten entspricht unserer Mitteleuropäischen Zeit. Der Westeuropäischen Einheits- oder Volkszeit entspricht wiederum die Uhrzeit von Algerien, Dahomey, der Elfenbeinküste, Gambia, der Goldküste, Marokko und St. Thomé, Aegypten, Portugiesisch Ostafrika und Südafrika führen Osteuropäische Zeit. In Asien rechnen Cypern und Palästina ebenfalls nach ihr.

Die größten Abweichungen von der Mitteleuropäischen Zeit findet man in Samoa, die der unseren um 11 Stunden 23 Minuten voraus eilt, während sie auf den Sandwichinseln gegenüber der unsrigen um 11 Stunden 30 Minuten zurück ist.

Schritt haltend mit den modernen, großzügigen Verkehrsverbesserungen, wie im internationalen Eisenbahnverkehr, Flugdienst, Funk- und Kabelverkehr, in der Schiffahrt der Länder unseres Erdballs untereinander, erforderte der für jedwede Zeitbestimmung die Grundlage bildende Zeitmesser, die Uhr, eine entsprechende Vervollkommnung. Diese gelangte mit der Einführung der (bei uns noch oft umstrittenen) 24-Stundenzählung um die Mitternachtsstunde vom 31. Mai zum 1. Juni 1921 in allen bedeutenden Kulturstaaten in Anwendung. Die alten Weltuhren, bei denen sich um ein großes, die Mitteleuropäische Zeit angebendes Zifferblatt kleinere, den Zeitstand der wichtigsten Weltstädte zum Vergleich bringende Zifferblätter gruppiert fanden, sind heute schon durch einfachere Weltzeituhren ersetzt, die gegenüber denjenigen des alten Systems den Vorzug größerer Uebersichtlichkeit haben und abzulesen gestatten, ob Tag- oder Nachtzeit an dem in Frage stehenden Orte herrscht.

—⊙—

## Drei Reisen um die Welt

**Zum 200. Geburtstag James Cooks am 27. Oktober.**

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Die Engländer waren von jeher ein Volk der Weltreisenden und Welteroberer und als einer ihrer ersten steht James Cook noch heute im Gedächtnis der Menschheit. Mancher mag dabei nur an Abenteuerlust und Drang in die Weite denken, die bei den Bewohnern des Inselreiches heimisch sind. Was aber James Cook in harter Arbeit während drei langer Seefahrten, wobei er schließlich selbst den Tod fand, entdeckt hat, hat mehr als nackte Abenteuerlust zum Hintergrund.

Die Ostküste Australiens hat er erforscht, in monatelanger harter Arbeit, immer den Tod vor Augen. Den Südpol hat er unter Lebensgefahr auf sechzig Grad südlicher Breite umfahren und die Ansicht der damaligen Welt umgestoßen, die von einem großen südlichen Lande auf der Erde wissen wollte. Neuseeland hat er umfahren, festgestellt, daß Australien und Neuguinea durch Wasser getrennte Länder sind; die Sandwich-Inseln und Neu-Caledonien hat er entdeckt. Die Nordwestküste Amerikas hat durch ihn genauere Umrisse erfahren. Bei der Beobachtung des Venusdurchganges entdeckte er eine Inselgruppe, die er zu Ehren der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London die „Gesellschaftsinseln" nannte, wovon Tahiti die größte ist. Seit seiner Forschertätigkeit wissen wir, daß die Erdoberfläche ungefähr aus zwei Dritteln Wasser und einem Drittel Land besteht. In die Natur der Koralleninseln hat er Licht gebracht, und daneben verdienen seine astronomischen Beobachtungen bei Mond- und Sonnenfinsternissen nicht unerwähnt zu bleiben.

In Marzon, einer kleinen Stadt in Yorkshire, ist er als Sohn eines armen Landmannes geboren worden. Acht Geschwister waren mit ihm aufgewachsen. Erst mit dem achten Lebensjahr konnte er eine Schule besuchen und schon mit dreizehn Jahren hatte ihn sein Vater zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben. Er verließ jedoch bald diese Stelle und musterte für sieben Jahre als Schiffsjunge auf einem Kohlenschiff an. Als Matrose und Bootsmann fuhr er weitere sieben Jahre zur See und als im Jahre 1755 zwischen Frankreich und England Krieg ausbrach, ließ er sich als Matrose im englischen Kriegsdienst anwerben. Infolge seines Fleißes brachte er es zum Schiffsmeister und nahm dann auch an einem Kriege in Canada teil. Vier Jahre hat er bei Labrador und Neufundland Küstenaufnahmen vorgenommen, bis er nach kurzer Rast im ehelichen Heim im Jahre 1768 als Leiter eines Expeditionsschiffes, mit vierundachtzig Mann Besatzung und zehn Kanonen ausgerüstet, seine erste Weltreise antrat mit der Aufgabe, den Stillen Ozean genauer zu erforschen, den Venusdurchgang zu beobachten — eine Arbeit, die die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmen hilft — und auf Entdeckungen in den südlichen Meeren auszugehen. Hierbei entdeckte er, daß Neuseeland, das man solange für den Rand eines großen Landes auf der südlichen Halbkugel unserer Erde gehalten hatte, aus zwei Inseln besteht. Ein halbes Jahr hat er daran gearbeitet die Küsten dieser beiden Inseln genau bestimmen zu können. Auf der Rückfahrt seiner ersten Weltreise waren ihm dreiundzwanzig Mann seiner Besatzung an Skorbut gestorben.

Seine zweite Reise führte ihn von West nach Ost um die Erde. Auf dieser Reise gelang es ihm, durch selbst hergestellte Mittel den Skorbut so zu bekämpfen, daß während dieser Reise nicht einer seiner Seeleute daran gestorben ist, obwohl diese Krankheit damals mehr Menschenleben hinraffte, als die Kriege der damaligen Zeit. Für dieses Verdienst hat ihm die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London die goldene Medaille verliehen.

Neben größeren erdkundlichen Fortschritten hatte diese Reise auch die Kenntnis von einem Südlicht zugebracht und ferner, daß geschmolzenes Eis der Eisberge nicht Salzwasser, sondern Süßwasser ergibt.

Die dritte Reise — seine Todesfahrt — hatte den Zweck, die ausgesetzten vierhunderttausend Mark für die Auffindung eines kürzeren Weges nach China und Indien als um das Kap der guten Hoffnung einzubringen. Auf dieser Reise wurde er auf den Sandwich-Inseln in Koawaloa von Eingeborenen aus Rache für die Taten einiger Seeleute erschlagen. Seine Leiche nahmen die Eingeborenen mit in das Innere der Insel. Das Fleisch seines Körpers wurde nach Sitte der Eingeborenen verbrannt. Kinder hatten jedoch während der Nacht die Eingeweide gestohlen und sie verzehrt. Seine Knochen sind später von Engländern gesucht und andachtsvoll in das Meer versenkt worden, dessen Eroberung sein Leben galt.

—⊙—

## Geheimnisse der Memnonssäulen

**Ein Bild aus dem Nilthal**

von Kurt Siemers.

Wer von den Königsgräbern Thebens nach dem Ramesseum auf dem westlichen Nilufer reitet, erblickt die Memnonskolosse hart an dem Wege, der längs des Faladija-Kanals durch Klee- und Zuckerrohrfelder wieder in die Wüste mündet.

Unsere Eselchen möchten am liebsten ohne uns weiter trotten. Sie werden störrisch, als ein Wagen vorüberfährt. Herr Petersen, der bedächtig lange Holsteiner mit der Gardereiterfigur, schießt plötzlich über den Kopf des bockenden Esels hinweg auf die harte Erde. Achmet, der Himmelhund von Treiber, steht grinsend dabei. Er kennt die Reiteisel; gegen ihre Mucken bleibt auch ein gedienter Kavallerist machtlos.

Die blonde Komtesse ist mit wehenden Röcken voraus galoppiert. Sie macht aus der Not eine Tugend und wahrt Haltung, auch als ein Kamel mit Wasserschläuchen sie hart streift. Diese Esel rucken an wie unsere Autobusse; wir sind nie Herr unseres Gleichgewichts, wenn es dem Esel nicht gefällt. Dennoch möchte ich nicht im Wagen fahren.

Mustafa erzählt mir: Menschen, die unzufrieden aussehen, vergleicht man hier zu Lande mit Dromedaren. Er hat recht, diese Dromedare können teuflisch „mukisch" aussehen. Die taprigen Kamelhüllen mit ihrer lächerlichen Unbeholfenheit sind dagegen „einfach süß" oder „zum Knutschen niedlich". Die Beduinen, die uns entgegen kommen, führen so ein Tier am Halfterband, wie der Mann im Sprerland, der uns aus dem Lesebuch bekannt ist. Sie handeln mit Kamelen und Pferden.

Mustafa spinnt sein Garn weiter: Manchmal sehen auch die armen Eseltreiber wie Dromedare aus, nämlich, wenn sie stundenlang hinter dem Fremden herlaufen müssen und kein Bakschisch bekommen.

Ich bin auf dem einen Ohr schwerhörig. „Hungry, hungry", wimmert der Gauner, und er sucht mir mit Worten und Gebärden klar zu machen, daß er seit Tagen keinen Löffel warmes Essen mehr im Leib gehabt habe. Ich bin vollkommen taub und blind. Mustafa denkt über eine Taktik nach. In Wirklichkeit imponiere ich ihm.

Grüne Zeisige und bunte Finken wippen in den Zweigen eines Pfefferbaumes. Aber hier in Aegypten sind unsere gefiederten Bekannten aus der Heimat stumm; sie singen nur im Sommer in unseren Wäldern und Gärten.

Eine Bachstelze wippt zierlich über den Weg, als ich meinen Esel Jinse nach den Kolossen dränge, die mitten im grünen Feld stehen. Der gelbe Sandstein von Edfu bringt Wüstenkahlheit in die schwere Fruchtträchtigkeit dieser Feldflur. Wie steinere Wächter erheben sich die beiden Steinkolosse im Bereich der Saaten. An manchen Stellen entschwinden sie den Augen des Beschauers., weil ihre gelbe Tönung sich wie eine Mimikrytönung dem Hintergrund der Wüstenberge anschmiegt.

Diese beiden Golems tragen die Köpfe zwanzig Meter über dem Erdboden. Die Länge eines Mittelfingers ist auf 1,40 Meter abgemessen worden. Wer sind nun diese beiden ungeschlachten Zwillingsbrüder. Und wer ist jener Gigant, der seit alters her als die tönende Memnonssäule gilt?

Die Aegyptologie antwortet erschöpfend auf diese Frage: die Bildsäulen stellen bei den Pharao Amenophis III. dar, den Erbauer des großen Tempels von Luxor. Man kann dem Herrscher Großzügigkeit nicht absprechen. Um die Lepra auszurotten, ließ er 80 000 seiner Untertanen, die davon befallen waren, einfach abschlachten.

Der nördliche Koloß, der stärker zerstört ist als sein Zwillingsbruder, pflegte nach den Berichten altrömischer Schriftsteller um die Zeit des Sonnenaufgangs mit einem eigentümlich klagenden Ton das Gestirn des Tages zu begrüßen.

Die Griechen mußten für diese Erscheinung auch eine Deutung: Diese Säule stellte niemanden anders vor als den Aethiopierhelden Memnon, den Verwandten des Königs Priamus, dem im Heere der Trojaner niemand, und im Heere der Griechen nur Achill an Schönheit und strahlendem Mute glich. Antilochos. der liebenswürdige Sohn des greisen Nestor, fiel, als er mit dem Leibe den fliehenden Vater deckte, durch Memnons Hand. Das reizte den Zorn des Achill, die beiden Helden kämpften miteinander vor den Mauern Trojas, und Memnon, der Sohn der rosenfingrigen Eos, mußte den dunklen Weg zum Schattenreich der Toten wandern. — Als Achill stumm in seinem Grabe am Hellespont lag, stand der Held aus dem Osten an der Stätte Thebens wieder auf. Jeden Morgen um die Zeit der Morgenröte grüßte sein klagender Ruf Eos, die göttliche Mutter. Der Tau, der morgens an den grünen Blattspitzen der Saat hängt, ist nichts anderes als die Träne, die Eos um ihr geliebtes Kind weinte . . .

An der Stelle, wo ich abgestiegen bin, haben die Ausflügler der römischen Kaiserzeit in hellen Scharen die tönende Klage des Kolosses abgewartet. Der Kieselsandstein ist über und über bedeckt mit lateinischen und griechischen Inschriften: ein antikes Fremdenbuch mit Plattheiten und gutgemeinten poetischen Ergüssen aus der Zeit der Kaiser Nero, Caracalla und vor allem Hadrian, der im Jahre 130 n. Chr. den Memnonskoloß besichtigte. Die Hofpoetin Balbilla hat in vielen griechischen Hexametern dieses Ereignis dem steinernen Riesenbein verewigt. Dreimal hat Memnon der römischen Majestät den Gefallen getan, seine Stimme hören zu lassen.

Das Wesen dieser geheimnisvollen Töne kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Vermutlich entstanden diese Klänge, die von Ohrenzeugen mit dem Ton eines geschlagenen Kupferinstrumentes verglichen worden sind, durch den Temperaturunterschied zwischen der Luft in den Felsspalten und dem Morgenwind. Alexander v. Humboldt berichtet uns von einer ähnlichen Erscheinung am Orinoko, wo Reisende um Sonnenaufgang von dem Felsen unterirdische Töne, gleich Glockenklängen vernahmen. Wenn diese Töne ausblieben, nahm das abergläubische Volk an. daß die Götter dem Lande zürnten. Als Kaiser Septimus Severus den Koloß wiederherstellen ließ, verschwanden die geheimnisvollen Töne. Seitdem ist das Bild stumm.

Das Gigantenpaar hat ursprünglich den Eingang eines Tempels bewacht. Mit Mühe erkennt man noch ein paar dürftige Reste jenes Mauerwerks. —

Wenn eine Träne der Ifis in den nahen Strom fällt, beginnt er zu steigen, dann überschwemmt der Nil das ganze Ackerland, und die beiden Riesen sitzen mitten in einem spiegelblanken See zwischen den unterirdischen Totenpalästen und der endlosen Wüste.

Jetzt aber breitet sich ein leuchtender grüner Teppich zu ihren Füßen aus. Der Blick des zerstörten Antlitzes erinnert an das Ewigkeitslächeln der Sphinx. Der unergründliche Blick der tiefliegenden Augen geht über die kleinen Menschen hinweg in Jahrhunderte, die von uns nicht einmal mehr den armseligen Namen wissen werden. —

—⊙—

## Für und wider den Kuß

**Der Ursprung des Kusses. — Kußersatz bei den Wilden. — Das Kußfest von Hermagen.**

Von H. S. Auerbach.

Der erste Kuß ist vermutlich nahezu ebenso alt wie die Menschheit selbst. Ueber seine Entstehung gehen die Ansichten allerdings stark auseinander. Die Vertreter der einen Theorie sind der Meinung, der Kuß sei ein Ueberrest des Kannibalismus, letzten Endes nichts anderes als ein „gemilderter Biß". Daher stammt vermutlich auch die Redensart, daß man jemand „zum Fressen gern hat". Lombroso führt dagegen den Kuß auf einen „ursprünglichen Akt mütterlicher Zärtlichkeit" zurück: der Urmensch kannte keine Becher oder Schalen; war er durstig, so kniete er am nächsten Bache nieder